

A close-up portrait of an elderly man with a grey beard and mustache, wearing a dark hat with a light-colored band and a white collared shirt under a dark jacket. He is looking slightly to the right with a gentle expression. The background is a blurred landscape with green fields and a body of water.

Eunike
Grahofer

Der Pepi Onkel

Das Pflanzenwissen der einfachen Leut'
Erzählungen und Rezepte



Eunike Grahofer

DER PEPI ONKEL

*Das Pflanzenwissen der einfachen Leut'
Erzählungen und Rezepte
aus dem Waldviertel, Burgenland und
Wien*



freya

ISBN 978-3-99025-179-9

© 2014 Freya Verlag

www.freya.at

Illustrationen: Helmut Hunger

Coverbilder: freya_art, Wolf Ruzicka, Helmut Hunger

Layout: freya_art, Johanna Geretschläger

Lektorat: Dr. Monja Art, Red Pen

Die Inhalte dieses Buches stellen trotz sorgfältiger Recherche und eigenen Erfahrungswerten keinesfalls einen Anspruch auf Vollständigkeit und/oder Richtigkeit im schulmedizinischen Verständnis. Bei Beschwerden ist eine Abklärung mit Arzt/Ärztin empfohlen.

*Dieses Buch widme ich
meiner geliebten Schwester Miriam,
damit die Pflanzenwelt ihr Kraftquell bleiben möge!*



Inhaltsverzeichnis

Ein herzliches Danke

... die Faszination des lebendigen Pflanzenwissens

Pepi Onkel - Ein bewegtes Leben

Der Rote Holler

Der Schwarze Holler

Heiße Milchsuppe in Mutters Gesicht

Das Grasbleichen

Von Flederwisch und Restlessig

Die alte Kräuterfrau - Eine Frau steht ihren Mann

Die Frauenseelentröster-Pflanze

Wärmende Füße

Die Pflanze mit vielen Gesichtern

Solange ein Flaum am Kopf ist, gibt's a Hilfe

Die Krenwurzn für die Knie

Die Fackelblume

Frauenseelentröster-Kekse:

Birke - vom rechten Maß der Anwendung

Heublumen gegen Blutvergiftung

Die Geheimpflanze für die Pferde

Rettung für Tante Mizzis Lieblingshendl

Franzbranntwein zum Einreiben

Georg - Ein lebenswerter Naturbursche

Von Trümmerlandschaft und Pioniervegetation

Von Kriecherln, Zibeben und Kuchlzwetschken

Obstkerne gegen den Durst
Der vergessene Allermannsharnisch
Gutenmorgengras und Ruchgras
Jeder Region ihr Frauenmantel
Von Auen und Pappeln
Das Wissen der Alten
Von Pimpernuss und Glücksnüsschen
Der Adlerfarn
Die Heckenlandschaften
Von Hollerröster und Pfitschi-Pfeil

Rezepte

Über die Autorin

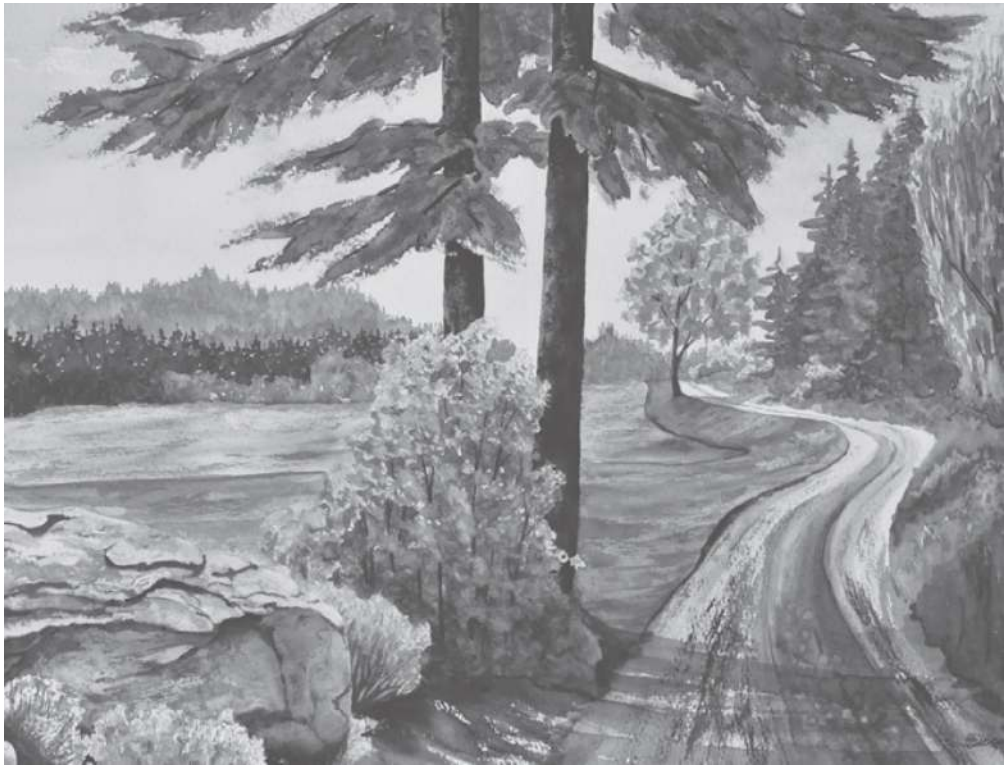
Ein herzliches Danke

Wir treffen in unserem Leben auf viele Menschen, die es bereichern. Jede dieser Begegnungen ist einzigartig und wertvoll! Zu allererst möchte ich mich bei den beständigsten Begleitern meines Lebens bedanken, bei meinen Eltern. Danke, dass ich so naturverbunden aufwachsen durfte. Ich bedanke mich aus ganzem Herzen bei den vielen Personen, aus deren Lebensgeschichten, Lebensweisheiten und Pflanzenwissen ich die Jahre über schöpfen durfte. Sie haben mir einfühlsam Erfahrungswissen über unsere Pflanzenwelt weitergegeben, damit ich es für kommende Generationen dokumentieren kann. Besonders danken möchte ich dem Pepi Onkel, der mir den Roten Holler näherbrachte. Gerlinde, die burgenländische Kräuterfrau, hat mir die Frauenseelentröster-Pflanze gezeigt. Der ewig forschende Georg erzählte mir vom einst geschätzten Allermannsharnisch und die Geschichte der Zibeben.

Liebe Gerti, dir ein herzliches Danke, dass du jederzeit ein offenes Ohr für mich hast. Helmut, für deine wunderschönen Landschaftsgemälde bedanke ich mich sehr.

Meine liebe Denise, danke, dass ich eine so geduldige, rücksichtsvolle Tochter habe. Miriam, auch dir ein herzliches Danke für die vielen Gespräche, während wir stundenlang durch die Natur wanderten.

Liebe Siegrid, lieber Wolf, liebe Isabell, liebe Daniela, schön, dass ihr solche Werke möglich macht, ich sage Danke.



... die Faszination des lebendigen Pflanzenwissens

Manchmal ist es von Vorteil, sich bei botanischen Experimenten weit genug vom Heimatort zu entfernen, um die Chance zu verringern, in peinlichen Situationen erkannt zu werden. Praxisorientierte Pflanzenkunde kann sich nämlich zum Abenteuer auswachsen.

Begonnen hat alles damit, dass ich bei Internetrecherchen auf einen neuen Kräuterverein aufmerksam wurde und kurzerhand die Mitgliedschaft beantragte. Einer der Vorteile solcher Mitgliedschaften sind die in regelmäßigen Abständen erscheinenden Schriftenreihen. Nach einem Monat erhielt ich die ersehnte Druckausgabe zugeschickt. Darin war die Mistel in ihren möglichen Facetten aufgeschlüsselt, mit Bildern und Detailangaben zu den vielen verschiedenen Mistelvariationen, dazu, woran die Arten zu erkennen sind, welche ihrer Unterarten sich auf welchem Baum finden, sowie Angaben zu ihren Besonderheiten in der Anwendung. Gegen Misteln hatte ich eine gewisse Abneigung, galt doch weitgehend die Meinung, sie würde den Baum umbringen. Das fand ich, als harmoniebedachter Mensch, einfach grausam. Doch unsere inneren Weltbilder sind da, um sie verändern zu dürfen. In der Schrift wurde die Meinung vertreten, dass die Baum-Mord-Theorie ein Trugschluss sei und nur auf bestimmte Sorten zuträfe.

Die Wurzeln der Mistel würden in beiden Astringtionen des Baumes nur so weit wachsen, wie die Mistel groß sei. Sie hole sich ausschließlich Wasser aus dem Baumhaushalt,

zur Fotosynthese sei sie selbst fähig. Beide, Baum und Mistel, lebten in friedlicher Gemeinschaft, in einer Symbiose.

Dies klang schon wesentlich freundlicher. Ich bin ein praktisch veranlagter Mensch, solche Berichte werden von mir auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft. Alex, ein guter Freund von mir, arbeitet als technischer Konstrukteur. Mir kam die Tatsache zugute, dass einer seiner Kunden in der Nähe eines Platzes angesiedelt war, wo ich einige Bäume mit Misteln kannte. Den stets lang im Voraus planenden Alex überzeugte ich mit all meiner taktischen Überredungskunst, einen spontanen Kundenbesuch zu vereinbaren. Zu meinem Glück willigte auch der Kunde ein. Die Kräuterfachzeitschrift, eine Flasche, mein Taschenmesser mit integrierter Säge und Schreibzeug waren schnell eingepackt. Ich durfte die doch etwas längere Wegstrecke bequem mitfahren und konnte mich während der Fahrt einlesen. Bis zu einem Parkplatz, den mächtige Steininformationen zieren, darf offiziell mit dem Auto gefahren, die Reststrecke entlang friedlicher Weingärten sollte zu Fuß bewältigt werden. Neugierig auf die mich erwartenden Entdeckungen beeilte ich mich aus dem Auto.

Alex setzte die Fahrt fort und ging seinen Geschäften nach. Treffpunkt oder Zeit zum Abholen vereinbarten wir keine, ich hatte vor lauter Vorfreude keinen Gedanken daran verschwendet und zeitlich abschätzen lässt sich eine Erkundungstour ohnehin nicht. Den für die Besucher vorgesehenen und einfachen Weg durch die Weingärten wählte ich nicht, sondern die kürzere Route, quer durch den Wald. Durch das dornige Dickicht des letzten Wegstückes konnte ich ausspähen, ob sich in diesem Teil des Naturparks noch jemand anderer aufhielt.

Perfekt – die Luft war rein. Ich marschierte über einen sandigen Hügel in Richtung der alten Eichenbäume mit ihren prächtigen Misteln. Mir war bekannt, dass ein Bauer in dieser Gegend Ziegen und Schafe hielt, die damals dort

uneingeschränkt grasen durften. Eine „ehrliche Freilandhaltung“ der Tiere.

Meinen Wahlbaum erkletterte ich im Nu, mit der richtigen Trittfolge geht das ganz schnell. Ich setzte mich auf einen strammen Ast und versuchte, die dortige Mistelart zu bestimmen, mir die Blätterform, Farbe, Länge, Fiederung etc. genau anzusehen und aufzuschreiben. Gerade begann ich einen perfekten kleinen Seitenast anzusägen, um die Wurzellänge, vor allem das Aussehen der Wurzeln, genauer begutachten zu können, als aus einiger Entfernung eine resolute männliche Stimme erschallte.

Der Herkunft des unerwarteten Klangs lauschend, packte ich ruckzuck alle Utensilien in meinen Rucksack, schwang diesen auf den Rücken und schmiegte mich, so eng ich konnte, an den Baumstamm – jederzeit zur Flucht bereit. Der Kogelsteinplatz im Herzen des Waldviertels ist ausgewiesenes Naturschutzgebiet, da darf man nicht einfach Äste abschneiden und Wurzeln zerlegen.

„Kommt's, kommt's ... geht's weiter ... rauf da mit euch ...“, ertönte es bestimmend durch die von unförmigen Granitblöcken übersäte Landschaft. War doch glatt dieser Bauer auf die glorreiche Idee gekommen, ausgerechnet heute, an diesem bewölkten, ja sogar Regen verheißenden Sommernachmittag, seine Ziegen dorthin zu treiben, wo ich gerade die Wissenschaft der Misteln zu erkunden gedachte.

Mucksmäuschenstill wartete ich, fest an den harten Baum gekuschelt, bis der Naturbursche mit der energischen Stimme sich von seinen Zöglingen verabschiedete. Ein paar Minuten ließ ich sicherheitshalber noch verstreichen, bevor ich vorsichtig meinen Kopf vorschob, um die Sachlage besser abschätzen zu können.

Ziegen in allen Altersstufen und sämtlichen Größen tummelten sich unter den Eichen. Der Bauer dürfte von dannen gezogen sein, von ihm war nichts mehr zu sehen oder zu hören. Ich begab mich auf meinen alten Sitzplatz

am Ast. Mein erster Blick galt einem süßen kleinen Zicklein, das unbekümmert durch die Gegend hopste. Langsam machte ich mich daran, den Baum herunterzuklettern, als doch justament ein männliches Exemplar, ein schmutzigweißer Ziegenbock mit grimmig anmutendem Gehabe, geradewegs auf mich zuschritt und genau unter dem Schatten meines Baumes zu grasen begann. Im Handumdrehen saß ich wieder auf meinem sicheren Platz auf dem Ast.

Es war ja eigentlich eine ganz harmlose Situation, wenn da nicht in meinem Hinterkopf ein Erlebnis meiner Mutter geschlummert hätte. Erzählungen real erlebter Geschehnisse kommen dann in unser Gedächtnis zurück, wenn wir in vergleichbare Situationen geraten und unser Gehirn Verknüpfungen zur aktuellen Sachlage vornimmt. Meine Mutter erzählte mir oft lebhaft von einem arroganten, mürrischen alten Ziegenbock, der ihr als Mädchen regelmäßig mit gesenktem Kopf, vorangestellten Hörnern und in einem Höllentempo nachgejagt war. In meiner derzeitigen Lage befand sich nirgends ein Zaun oder eine Absperrung, nur schöne weite Naturlandschaft zum endlosen Schlendern. Ich selbst bin zum gemächlichen Ausdauersportler veranlagt und sicher nicht zum Sprinter, ich rechnete mir im Falle eines Ziegenbockkonflikts absolut keine Chance aus.

„Einfach die Zeit reifen lassen, schließlich wird er die Geduld verlieren“, lautete meine Devise.

So beschloss ich, mich weiter der Erforschung der Mistelwurzeln zu widmen. Heute kann ich ehrlich nicht mehr abschätzen, wie lange mich mein Vorhaben beschäftigte, wie viel an Zeit einstweilen vergangen war. Woran ich mich noch deutlich entsinne, ist der Blick des Ziegenbockes, als ich erneut versuchte, meinen sicheren Platz am Baum zu verlassen.

Die Zeit der erzwungenen Stille ließ einiges in mir hochkommen. Dieser Ziegenhirte verbrachte doch auch sehr viel Zeit in der Natur. Welchen Zugang hatte eigentlich früher die Männerwelt zu den Pflanzen? Ich hatte in meinen Interviews über das Pflanzenwissen älterer Leute sehr viele Frauen befragt, sehr viel daraus lernen dürfen, doch wie sah es mit dem Wissen unserer männlichen Vorfahren aus? Es war für mich selbstverständlich, Pflanzenkunde bei den Frauen zu suchen, doch war das auch richtig?

Männer verbrachten viel Zeit in der Natur. Es war ja auch nicht immer eine Frau in der Nähe, die ihnen helfen konnte. Was haben sie also gemacht, wenn sie alleine, auf sich gestellt, Hilfe benötigten? Welchen Zugang hatten sie? Welches Wissen, welchen Rat könnten sie unserer Generation heute geben?

Nach meinem Buch „Die Leissingen Oma – das Pflanzenwissen der einfachen Leute“ reifte nun in mir der Wunsch, mich auch mit dem männlichen Wissen zu beschäftigen.

Mein von der harten Sitzgelegenheit schmerzender Allerwertester musste den Abdruck der Baumrinde in der Zwischenzeit perfekt widerspiegeln, mein Wasser war aufgebraucht, meine Neugierde befriedigt und eigentlich wünschte ich mir nichts sehnlicher, als dass Alex mich aus dieser freiheitsraubenden Situation erlösen würde. Schließlich hatte er immer irgendeine praktische Idee parat. Weder der Ziegenbock noch ich waren gewillt, die jeweilige Position aufzugeben, jeder beobachtete mit Argwohn die Bewegungsabläufe des anderen.

Bei Alex war, wie ich später erfuhr, der Kundentermin zu Ende und er hatte nagenden Hunger. Nichts kann ihn ungemütlicher werden lassen, als wenn er unter knurrendem Magen leidet. Anstatt mich sofort abzuholen, steuerte er seelenruhig auf die nächste Stadt zu, um sich etwas zu essen zu kaufen.

Als rücksichtsvoller Zeitgenosse dachte Alex bei der Essensbesorgung auch an mich. Eine Semmel mit Käse sollte die Überraschung für mich werden, wenn da nicht dieser dickköpfige Ziegenbock gewesen wäre ... Mein türkisfarbenes T-Shirt hob sich vom Grün der Blätter ab, so fiel es Alex nicht schwer, sowohl mich als auch meine brenzlige Lage ausfindig zu machen. Meine Rettung nahte!

Als der Ziegenbock den herannahenden Alex als möglichen männlichen Konkurrenten wahrnahm, schien ich aus dem Schneider zu sein. Je schneller das Tier auf Alex zusteuerte, desto weiter wagte ich mich den Baum herunter und bewegte mich auf den Zehenspitzen in ein naheliegendes Waldstück. Ich hatte es geschafft. Aus sicherer Entfernung, durch dorniges Dickicht blickend, beobachtete ich das Szenario – mit meinen Misteln, dem abgesägten Aststück und der Kräuterzeitschrift im Rucksack. Alex drehte seinen Kopf und hielt nach einem möglichen Zufluchtsort Ausschau. Direkt hinter ihm befanden sich zwei große Exemplare der Kogelsteine, getrennt durch einen schmalen Durchlass. Die anderen Ziegen durften sich unter der Obhut des männlichen Oberhauptes mit Recht sehr sicher fühlen, sie schenkten dem ausdauernden Schauspiel keinerlei Bedeutung. Im Nachhinein betrachtet war die Mimik auf Alex' Gesicht, welche dem Tier seine Versöhnungsbereitschaft signalisieren hätte sollen, schon recht amüsant. Bei jedem minimalen Schritt rückwärts schien der misslaunige Ziegenbock unberechenbarer zu werden.

Die rettende Idee schoss Alex in Form eines alten, weisen Sprichwortes ein: Mit Käse fängt man Mäuse. Er ließ die ursprünglich für mich bestimmte Käsesemmel zu Boden fallen. Das ihn verfolgende Tier beschäftigte sich mit dem unbekanntem, duftenden Gegenstand, während Alex die Gelegenheit nutzte, um vom Stand weg in Windeseile die paar Schritte zu den Kogelsteinen zu sprinten, zwischen

dem Spalt bergab zu gleiten und auf dem tiefer liegenden Weg durch die Weingärten Richtung Auto zu verschwinden. Mein letzter Blick durch das Dickicht, bevor auch ich den Rückzug zum Auto antrat, zeigte den Ziegenbock auf einem der Kogelsteine stehend. Er sah mit erhobenem Kopf dem im Auto verschwindenden Alex nach.

Wie schon so manche andere Male zuvor verlief die Heimfahrt wortlos und für mich ohne Essen. Doch wortlos bedeutet bei uns Frauen ja zum Glück nicht gedankenlos. Ich war um eine Erfahrung und eine Idee reicher nach Hause zurückgekehrt. Ich wollte gezielt mit der Männerwelt über ihre Weltsicht und ihre Erfahrungen mit Pflanzen sprechen. Ich hatte doch in meinem Papa eine männliche Person, die mein Leben, meine Liebe zu den Pflanzen prägte!

Seit ich ihn kenne, verbringt er jede freie Minute mit Gartenarbeit. Er hatte die Süßkartoffel oder Aronia schon lange gesetzt, ehe sie in Pflanzen- oder Gesundheitszeitschriften angepriesen wurden. Seine Augen leuchten, wenn er mir stolz seine Veredelung einer neuen Baumsorte zeigt. Für das optimale Wachstum der Heidelbeer- und Preiselbeerstauden bereitet er Beete mit Walderde vor. In einer alten Bauhütte hält er Hühner und Enten, die einen schönen Auslauf und einen Tümpel zum Baden haben. Eigentlich, so meint er, hat er die Tiere ja nur, damit er einen „g’scheiten“, inhaltsreichen Dünger für den Garten hat. Die Tiere verlieren im Teich ihren Kot, dieses angereicherte Teichwasser wird vom Papa spätestens jeden zweiten Tag von Hand mit einem Kübel zu den Obstbäumen geleert. Der Hühnerkot soll für die Pflanzen ordentlich mit Wasser verdünnt werden, pur ist er zu intensiv.

Früher, wenn mein Vater am Abend von seiner Arbeit nach Hause kam, erwartete ihn das Essen am Wohnzimmertisch. Kaum damit fertig, zog er sich im Keller seine Latzhose an und machte sich sofort daran, die notwendigen Arbeiten im

Garten zu erledigen. Einen schwierigen Arbeitstag merkten wir Kinder nie an seinem Umgangston mit uns, der war immer ruhig, sondern an der Art seiner Gartenarbeit. An der Art, wie er die Pflanzen zurückschnitt, wie er am Abend das Wasser aus der Regentonne hievte, um den Garten zu gießen, und diese Regentonne wieder mit Brunnenwasser füllte – von einem Brunnen, dessen Wasserader und Tiefe er vor dem Hausbau selbst ausgelotet hatte.

Waren der Alltagsstress oder die Sorgen mit uns Kindern zu groß, standen schwerwiegende Entscheidungen an, begann er umzustecken, den mit Stroh vermengten Hühnermist im Garten unter die Erde zu heben.

Die Reifezeit der Kirschen war und ist für Papa immer eine besondere Herausforderung. Die durch den guten Dünger riesig gewachsene Baumkrone ist nur mit einer großen ausziehbaren Leiter erreichbar. Manche Abende fallen richtige Vogelschwärme ein, um sich über die Kirschen herzumachen. Das sind die einzigen Momente, wo ich Papa richtig grantig erlebt hab. Da steht er in seiner blauen Latzhose unter dem Baum und versucht mit allen möglichen Mitteln die süßen Kirschen vor dem Vogelschwarm zu retten. Im Garten war mein Vater für mich erreichbar, ich konnte dort lange Gespräche mit ihm führen. Hier erzählte ich meine Sorgen oder Erlebnisse. Durch ihn erfuhr ich die Pflanzenwelt als Kraftquelle, als Ort für alle Schicksalsstunden. Ich lernte, den Garten und den Umgang mit der Natur als Anker in schwierigen Situationen zu nutzen.

Besuche ich meine Eltern heute, ist der erste Weg ein Erkundungsgang durch den Garten, wo Papa mir von seinen neuen Entdeckungen oder Erfahrungen berichtet. Er hat eine besondere Gabe, etwas über Pflanzen zu erzählen und zwischendurch über ein ganz anderes Thema zu sprechen. Irgendwie bleibt es ewig spannend, weil scheinbar nichts ein

Ende hat, so wie es in unserem ganzen Leben ja eigentlich auch ist. Wir erleben immer nur Zwischenberichte, dem derzeitigen Wissensstand entsprechend, die am nächsten Tag zur Gänze überholt sein können. Bei Erzählungen sind es oft die Nebensätze, die uns viel an Wissen weitergeben.

Als wir neben einer Ribiselstaude standen, die durch ihre Vitalität und Größe beeindruckte, zeigte er mir einen kleinen Weichselbaum, der ihm „wild - auf natürlichem Weg“ aufging. Liebevoll zog er ihn groß. Während er mir etwas über diesen Baum erzählte, kam auch der Satz: „Die Ribisel ist eine ‚Arbeiterpflanze‘, die mag keine Ruhe, da musst oft den Boden rundherum umstechen, das liebt sie, dann wächst sie auch schön kräftig.“ In seiner Bescheidenheit ist die erste Antwort, die ich auf die Frage nach einer speziellen Pflanze erhalte: „Das weiß ich nicht, ich probiere ja selbst herum ...“, darauf folgt eine Nachdenkphase, in der er etwas anderes erzählt, danach jedoch erhalte ich genau die Tipps aus seinem Wissen und auch aus seiner Erfahrung, die mir viel an eigenem Herumprobieren ersparen.

Angespornt durch solche Erfahrungen lernte ich den über 90-jährigen Pepi Onkel kennen und durfte aufzeichnen, wie er von einem Kriegskameraden die Verwendung des Roten Hollers kennenlernte und was getan wurde, als sich seine Frau mit einer heißen Suppe das ganze Gesicht verbrühte.

Ich traf eine burgenländische Kräuterfrau, die in einem männerdominierten Beruf eine durchsetzungskräftige Ader entwickelte. Ich erfuhr von einer im Winter wärmenden Pflanze. Und dann traf ich auf Georg, einen leidenschaftlichen Naturburschen, der vom vergessenen Allermannsharnisch, vom Glücksnüsschen und den Vorzügen einer Trümmerlandschaft erzählte.

Überlieferte Originalrezepturen, die sich seit Generationen bewährt haben, und die Geschichten dazu sind ein Ausflug in eine längst vergangene Zeit.



Pepi Onkel – Ein bewegtes Leben

Harziger Duft frisch geschnittenen Holzes durchdringt die warme Luft während des Gehens durch ein einsames Waldstück, vorbei an einem beachtlichen Granitblock, der von drei hohen Birken umgeben ist. Rechter Hand führt ein Feldweg zu einem „Strehof“ – so nennt man im Waldviertel einen Bauernhof, der alleine und abseits liegt. Heute gilt so ein abseits liegendes Gut als Symbol der Ruhe und Entspannung, für frühere Bewohner war es allerdings seit jeher ein Platz für ein arbeitserfülltes und hartes Leben, in einer wunderschönen Landschaft, dessen Reichtum an Steinen und Felsblöcken nur eine beschwerliche Nebenerwerbs-Landwirtschaft zuließ. Ein Bauerngarten, von behauenen Granitblöcken gesäumt, dahinter ein mittelhohes Haus aus Granit mit einem dunklen Dach bieten einen urtümlichen Anblick inmitten der Einsamkeit. So bodenständig wie das Gebäude, wie die Landschaft an sich, wirkt auch der 90-jährige sympathische Mann, der bereits am Toreingang wartet.

„Pepi Onkel“ wird dieser Mann, dem man sein Alter wahrlich nicht ansieht, von allen Bekannten liebevoll genannt. Seine weltoffene Art erhielt ihn scheinbar „ewig jung“, nur mit dem Augenlicht hat er Probleme, das will halt mittlerweile nicht mehr so ganz.

Die Mutter war noch sehr jung bei seiner Geburt, seine Tante und sein Onkel kinderlos, so verbrachte er seine ersten Jahre bei Tante und Onkel. Sobald er groß genug war, hätte er den Hof übernehmen sollen, arbeitete fleißig, wo er nur konnte, von klein auf immer brav mit, wollte sich ja für die

Übernahme als „würdig“ erweisen. Entgegen aller Hoffnungen wurde seine Tante dann im schon fortgeschrittenen Alter schwanger. Noch zu jung, um zu begreifen, dass dieser kommende Neffe nun die ihm versprochene Erbfolge antreten würde, half Pepi Onkel weiterhin bei der Arbeit.

„Ich hab den Hans aufziehen geholfen und dann bin ich halt überflüssig gewesen!“

Als der unerwartete Erbfolger ein Alter von vier Jahren aufwies, schickten die Erwachsenen den Pepi Onkel wieder zu seinen Eltern nach Hause zurück. Was muss das für einen 16-jährigen Burschen bedeutet haben, nach so vielen Jahren der Arbeit einfach als überflüssig heimgeschickt zu werden? Nur einen ein Meter hohen Nussbaum grub er sich aus und setzte ihn bei seinen Eltern am Grundstück wieder ein, alles andere ließ er hinter sich.

„Wie ich halt dann heimgewandert bin, ist damals vor dem Elternhaus noch ein Birnbaum gestanden, der hat Birnen getragen, die richtig buttergelb waren und eine Größe von gut zwei Fäusten erreichten. Zu dem Zeitpunkt ist der Birnbaum gerade abgestorben, da hab ich halt in das Loch vom Birnbaum gleich den Nussbaum eingesetzt.“

Der Wurzelstock eines abgestorbenen Baumes wurde sorgfältig ausgegraben, war er doch wertvolles Heizmaterial. Manche Menschen hätte so ein Schicksal schwer getroffen, doch Pepi lernte daraus, dass der Familienzusammenhalt und die Geborgenheit das Wichtigste für sein zukünftiges Leben werden sollten.

Er sitzt mit einer großkantigen Brille auf dem hageren Gesicht beim schlichten hölzernen Esstisch in der Küche und deutet mit dem Finger in Richtung der Hausmauern. Als er in das heiratsfähige Alter gekommen war und aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte, stellte er seine Eltern vor die Wahl. Entweder es wird das Haus mit den schiefen

Dachträgern erneuert, damit er mit einer Frau darin leben könne, oder er würde fortgehen.

„Weil unsere ehemalige Hütte, die war wohnlich gesehen eine Katastrophe!“

Nach ein paar Tagen der nonverbalen Kommunikation, des extensiv gelebten Schweigens, wickelte sein Vater an einem schneearmen, warmen Februartag seine Säge, den Holzbogen und die Zugsäge in einen „Fetzen“, in ein altes Tuch ein, marschierte in die nächste Ortschaft zu einem Mann, der sich auf die Kunst des Messerschleifens verstand, und schlagerte anschließend mit dem Pepi Onkel das Holz für sein neues Haus.

In mühevoller Kleinarbeit erneuerten sie das Elternhaus. Nach seiner Hochzeit begann er für sich selbst und seine eigene Familie einen Zubau zu starten. In jahrelanger schwerster Arbeit bearbeitete er die reichlich vorhandenen Granitblöcke, bis sie sich als Mauersteine eigneten.

„Die sind nicht auf allen vier Seiten gleich schön gewesen, die schlechtere Seite drehte man in den Wohnraum und die schöne Seite bildete die Außenmauer.“

Geld war nicht viel vorhanden, so behaute Pepi Onkel noch einige weitere Granitblöcke und tauschte sie in einem Ziegelwerk gegen die benötigten Ziegel ein. Damit zog er eine Innenmauer entlang der Steinmauer, welche einfach mit Lehm verklebt wurde.

„Meine Frau hat mir mit der Sturmlampe geleuchtet, während ich gemauert hab!“

Sogar die Fensterstöcke zimmerte er sich selber. So wie es damals aus beständigen Materialien errichtet worden war, so stabil steht das Haus auch heute, selbst nach den wildesten Wetterphänomenen, nach Jahrzehnten des darin Lebens mit allen Höhen und Tiefen, und verzaubert jeden vorbeifahrenden Menschen auf einzigartige Weise.

Pepi Onkel erinnert sich noch an seine Großmutter. Kurz nach der Hochzeit der Mutter mit seinem Vater starb sein Großvater plötzlich und unerwartet. Die Großmutter wurde damals aus dem Schockzustand heraus bettlägerig. Über 20 Jahre pflegte Pepi Onkels Mutter ihre Schwiegermutter aufopfernd neben all der anderen schweren Arbeit. Er erinnert sich, dass die bettlägerige Frau am Rücken nie offen wurde! Wenn heute jemand bettlägerig wird, besteht in kurzer Zeit die Gefahr des offenen Rückens. Bei seiner Großmutter wurden keine Salben aufgetragen, das war in seiner Familie nie üblich. Aber die Mutter hatte die Arnikatinktur (genaue Beschreibung und Rezeptur im Buch: Die Leissinger Oma), das war es dann auch schon, doch lagen die Leute damals auf Strohbetten. Es hat in seiner Familie noch lange geheißen, man solle auf Stroh liegen, dann wird man nicht so schnell wund. Diese Strohbetten befüllte man zwei- bis dreimal im Jahr neu, öfter nicht, denn einen Überfluss an Stroh hat es nicht gegeben.

Zu Winterende, gegen das Frühjahr hinaus, wenn das Holz zum Heizen schon knapp war, ging seine Mutter vor das Haus zu den Weichselstauden, da sind mindestens zehn Stück davon gestanden, und brach alle dürren Äste heraus, so hatte sie wieder Heizmaterial, damit sie kochen konnte und ein bisschen Wärme für die Kinder zusammenbrachte.

Was ist für den Pepi Onkel typisch am Waldviertel? Einen Moment überlegt er, während er für einen Augenblick die Zeit zurückdreht. Er liebt den Mohnstrudel (vgl. Seite 218). Das ist eine wirkliche Spezialität. Der Mohn verträgt das raue Waldviertler Klima recht gut, von daher galt er auch immer als wichtige Nahrungsquelle. Schon als Kind zählte es zu seinen Aufgaben, die Mohnsamen zu stoßen.

Der Unterschied zwischen einer weiblichen Erzählung und einer männlichen Erzählung ist, dass die weibliche jeweils eine ziemlich genaue Mengenangabe der Kochzutaten mit

Verarbeitungshinweisen beinhaltet und die männliche eine ziemlich genaue Größenangabe der Kochtöpfe oder der Werkzeuge einschließt. Aber man soll auch die männlichen Ahnen nicht unterschätzen, wenn es darum geht, Pflanzenwissen weiterzugeben.

Die vorab im Ofenrohr getrockneten, gedörrten Mohnsamen wurden in ein Gefäß mit etwa einem $\frac{3}{4}$ Meter Durchmesser geleert. Mit dem Stiel einer Hacke, denn einen Stößel besaß der junge Pepi erst viel später, drückte er mit viel Kraft gegen die Mohnsamen. So lange stieß er immer wieder zu, bis der Mohn am Stiel kleben geblieben ist, erst dann war er fertig.

Die Mutter bereitete dann einen Erdäpfelteig, indem sie $\frac{1}{2}$ kg gekochte Erdäpfel durch die Kartoffelpresse drückte, mit $\frac{1}{2}$ kg Mehl vermischte, einen Batzen Butter (200 g), 200 g Zucker und 2 ganze Eier hinzufügte und noch möglichst heiß zu einem Teig knetete.

Nach einer Rastzeit von mindestens einer halben Stunde rollte sie den Teig ganz dünn - vielleicht 2 mm dick - aus, legte ihn auf ein Geschirrtuch, verteilt eine dicke Mohnschicht mit zerstoßenem Mohn und Zucker darüber, rollte den Teig mithilfe des Geschirrtuches ein und dann ging es für ca. 40 Minuten in das Rohr. Während Pepi Onkel vom Mohnstrudel seiner Mutter erzählt, breitet sich in seinem Gesicht, über seine schmalen Lippen, ein zartes Lächeln, das zaghaft bis in seine Wangen reicht, aus.

Der köstliche Geruch der Kindheit, welcher einst den Raum erfüllte, als der fertige Strudel aus dem Backrohr gezogen wurde ...





Der Rote Holler

Nicht nur die daheimgebliebenen Frauen halfen einander während der Wirren der Kriegsjahre und waren füreinander da, auch unter den Männern an der Front entstand situationsbedingt Freundschaft, gegründet auf tief gehenden Erlebnissen, die ein Leben lang verbinden. Solche Freundschaften blieben trotz entfernter Wohndistanzen aufrecht und das ohne Facebook und ohne Internetmöglichkeit. Die Informationen konnten lediglich per Brief oder bei seltenen persönlichen Treffen ausgetauscht werden. Briefpapier war kostbar, jedes Wort wurde überlegt, bevor es seine Niederschrift fand, selbst bei den Briefmarken verwendete man für den Empfänger besondere Motive. Jeder dieser Kameraden kam aus einem anderen Landstrich, hatte andere Lebensumstände, andere Überlieferungen, erlebte andere Weltbilder, die nun in den Gesprächen ausgetauscht wurden, sich regional vermischen konnten, so wie im Falle vom Pepi Onkel bei der Verwendung des Roten Hollers.

In aufrechter Körperhaltung, langsam und mit gewählten Worten erzählt Pepi Onkel aus seinem Leben. Die Aufsichtspflicht über die Kinder war früher bei Weitem nicht so bewertet, wie dies heute üblich ist. Es gab keinen Straßenverkehr, kaum Autos und somit andere Gefahrensituationen, als wir sie heute kennen und zu bedenken haben. Den Kindern wurde von klein auf mehr Vertrauen entgegengebracht, sie erhielten Regeln, nach denen sie sich zu halten hatten, Grundregeln, die ihnen von den Eltern vehement nahegelegt wurden. Die Erwachsenen waren den ganzen Tag mit der Feldarbeit beschäftigt, so

oblag es dem ältesten Kind, seine jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen.

„Da sind wir auf uns selber gestellt gewesen, und wenn die Erwachsenen einen ganzen Tag auf der Wiese oder am Feld waren, dann sind wir halt irgendwo herumgelaufen. Als Kind ist man natürlich neugierig, neigt dazu, viel auszuprobieren, und da ist uns schon recht deutlich eingebläut worden, das ist nix und das dürfen wir nicht und das sowieso nicht ... und somit probierten wir an den Verboten nicht mehr herum.“

Dem Pepi Onkel und den anderen Kindern wurde gesagt, dass sie Heidelbeeren und Himbeeren essen dürfen, wenn sie Hunger haben, auch die Brombeeren und die köstlichen kleinen Walderdbeeren, allerdings bei den Vogelbeeren und dem Roten Holler, da hat es geheißen, die sind giftig, von denen sollen sie ja schön die Finger lassen. Gemäß der Überlieferung aus der Kindheitszeit folgten sie auch noch als Erwachsene diesem erlernten Wildfruchtwissen bezüglich essbarer und giftiger Beereneinteilung.

Pepi Onkel wurde als junger, stattlicher Mann zum Kriegsdienst eingezogen und bewies ein geschicktes Händchen und Köpfchen für den Dienst als Kanonier, genauso wie ein Kamerad aus Bregenz, der ihm ein Freund fürs Leben geblieben ist.

Das erste Wiedersehen nach Kriegsende, nach der Gefangenschaft, sollte 30 Jahre auf sich warten lassen, doch alle Jahre zu Weihnachten tauschten sie die wichtigsten Neuigkeiten aus, ehe der treue Kamerad auf den Gedanken kam, mit seiner Frau und seinem Sohn die weite Bahnfahrt von Tirol über Wien in das oberste Eck des Waldviertels anzutreten. Einen ganzen Tag lang ist die Familie für eine Wegstrecke unterwegs gewesen. Beim Abholen am Bahnhof vom Zug nahm der Pepi Onkel ein Foto mit, „weil in 30 Jahren, da verändert sich der Mensch halt schon ein wenig ...“. Der hinkende Gang des Kriegskameraden half ihm schließlich, seinen Freund eindeutig zu erkennen. Pepi Onkel

kann heute nicht mehr sagen, ob die Verletzung aus Kindheitstagen hergerührt oder es sich um eine Kriegsverletzung gehandelt hat.

„Mit dem Militär hat der Kamerad nie eine Freude gehabt. Er war ein totaler Gegner, das hat er oft büßen müssen. Seine aufmüpfige Art bescherte ihm zahlreiche Extradienste und Strafen ...“.

Bei einem ausgiebigen traditionellen Waldviertler Essen im Kreise von Pepi Onkels Familie durften die müden Reisenden etwas zur Ruhe kommen. Im Laufe der nächsten Tage erkundeten sie gemeinsam die naturbelassene Landschaft. Sie schlenderten durch den steinreichen Wald und plauderten, als der Bregenzer Kollege plötzlich ganz aufgeregt wurde.

„So viel Roter Holler! So viel Roter Holler! Der ist ja schon reif! Der gehört ja schon gepflückt! Was macht ihr denn damit?“

Sich an die warnenden Worte aus Kindheitstagen erinnernd, entgegnete der Pepi Onkel nüchtern und trocken: „Nix, weil der ist ja giftig!“

Noch immer ganz außer sich über den großartigen Fund erklärte der Kriegskollege, dass der Rote Holunder bei ihnen zu Hause in Bregenz eine Rarität sei. Der sei doch so gesund. Wenn bei ihnen auf dem Rain ein Roter Hollerstrauch gewachsen ist, wurde zwischen den beiden angrenzenden Feldbesitzern um dessen Früchte regelrecht gekämpft. Als so wertvoll galt und gilt er. Und wehe dem, der es auch nur gewagt hätte, unrechtmäßig von so einem Strauch die Beeren herunter zu pflücken, das wurde als schlimmes Vergehen geahndet. Und dann treffen die überraschten Gäste auf eine Kultur im Waldviertel, die um seine Verwendung nicht mehr weiß und seine wertvollen Beeren den Wildtieren und den Vögeln zur freien Entnahme

überlässt, diese Frucht, die im anderen Teil von Österreich umkämpft war.

Roh gegessen wurde er zwar ebenso wenig vertragen wie der Schwarze Holler, doch sein hoher Vitamin-C-Gehalt half den Leuten durch die beschwerlichen Grippezeiten oder gegen Erkältungen. Jedes Jahr bereits im Herbst begannen sie den Roten Holler als bewährtes Körperstärkungsmittel einzunehmen, um gesund über den Winter zu kommen.

Als wichtigstes Erkennungsmerkmal zwischen dem Roten und dem Schwarzen Holler, wenn gerade keine Fruchtzeit ist, zeigt sich das Mark. Hierzu bricht man ein kleines Stück eines verzweigten Astes herunter und öffnet es mit dem Fingernagel, damit das Mark im Inneren des Holzes sichtbar wird. Der Schwarze Holler beherbergt ein weißes Mark. Der Rote Holler bleibt seiner Fruchtfarbe annähernd treu und zeigt im Stamm rötliches Fruchtmak. Ein weiterer wichtiger Unterschied besteht darin, dass der Schwarze Holler samt seiner Kerne gekocht und verzehrt werden kann.

Der Rote Holler hingegen hat in seinen kleinen Kernen Giftstoffe, die sich durch den Kochvorgang nicht verflüchtigen, die wärmeresistent sind. Es ist also unbedingt notwendig, die Kerne zu entfernen. Nach der Überlieferung sind sonnenseitig gewachsene Hollerfrüchte besonders gesund, heute vermutet man, dass mit dem steigenden Reifegrad die Giftigkeit im Rohzustand leicht abnimmt. Und ein sonnenseitig gereifter Roter Holler reift schneller als ein im Schatten stehender.

Trotzdem wurden alle vorhandenen roten Hollerbeeren in der Erkältungszeit verwendet. Für einen Ansatzsaft aus Blüten eignen sich jedoch die Blüten des Schwarzen Hollers eindeutig besser, da sie viel aromatischer schmecken und den typischen Hollergeschmack haben. Beim Einkochen gibt